

Mameloshn

Zur Geschichte der jiddischen Sprache (I)

„Es ist merkwürdig, wie wenig man in der nichtjüdischen Welt vom jüdischen Volk weiß. Dies ist heute nicht anders als in all den zweitausend Jahren.“
Salomo A. Birnbaum

Wenn ein Mensch stirbt, gehen seine Erinnerungen auf immer verloren. Erinnerungen eines Lebens, Gedanken an ein Leben und manchmal, in den letzten Jahrzehnten leider viel zu häufig, auch die Erinnerung an eine Sprache. Zweitausendeins wurden auf der Welt noch ca. 6800 Sprachen gezählt, wie viele davon unser Jahrhundert überleben, ist ungewiss. Noch im 19. Jahrhundert sprachen beispielsweise einige tausend Menschen an der Südküste Alaskas Eyak. Heute gibt es noch ungefähr 50 Sprecher, von denen jedoch allein Mary Smith aus Anchorage als Muttersprachlerin angesehen werden kann. Wenn Mary Smith (Jahrgang 1920) in den nächsten Jahren verstirbt, wird sie ihre Sprache mit sich nehmen und die Zeiten des Eyak sind endgültig besiegelt.

Auch dem Jiddischen wurde nach 1945 keine rosige Zukunft prognostiziert. Sprachen vor dem Holocaust noch zwischen 11 und 12 Millionen Juden Jiddisch als Muttersprache, ließen sich nach dem Ende des Naziregimes wohl nur noch eine Hand voll jiddischer Muttersprachler in Europa finden. Mit der Entscheidung Israels für Iwrit als Staatssprache, schien das Schicksal der *Mameloshn*¹ besiegelt. Zu schmerzhaft erschien es der Knesset, die Erinnerung an die europäische Diaspora im Staatsgefüge Israel in Form des Jiddischen zu verwurzeln, zu ähnlich wirkte das Jiddische der Tätersprache, dem Deutschen. Doch was kaum jemand für möglich hielt, die Sprache überlebte! Zwar verließ sie mit den letzten überlebenden Auswanderern das Alte Europa, doch man vergaß, dass diese Sprache schon immer „gereist“ ist und qua definitionem und Geschichte nie ein „Heimatland“ besaß.

Niemand vermag mit Bestimmtheit zu sagen, wie bzw. wo das Jiddische faktisch entstanden ist. Die wildesten Theorien behaupten gar, dass das Rheinland, in dem mit Sicherheit die ältesten Sprachdokumente nachgewiesen werden können, nur eine spätere Zuflucht der Jiddischsprecher war und die Sprache ursprünglich vom östlichen Europa erst mit den frühen jüdischen Einwanderern in den deutschen Sprachraum importiert wurde. Interessant wirken solch haarsträubende Thesen mit Sicherheit, an ihrem Wahrheitsgehalt darf jedoch aufgrund einiger Gegen-

belege gezweifelt werden. Erste Belege fürs Jiddische stammen allesamt aus dem Loter² genannten frühen Siedlungsräumen zwischen Speyer und Köln. Um die Blütezeit des 10. und 11. Jahrhunderts muss sich das Jiddische in Loter bereits als Alltagssprache parallel zum Hebräischen entwickelt haben, da aus dieser Zeit die ersten rudimentären Sprachdokumente nachzuweisen sind. So

finden sich in den Talmudkommentaren Raschis (Solomon ben Isaak) Elemente einer sehr frühen Form des Jiddischen. In einem Kommentar, in dem das hebräische Wort *kawor*

(Ehre) vorkommt, geht Raschi näher auf die Art von ehrenhafter Kleidung ein und benutzt das Wort *knihoson*. Ein wenig später, um 1272/73 wurde von fremder Hand im Wormser *Machsor*, einem hebräischen Gebetsbuch, der erste eindeutig als Jiddisch zu bestimmende Satz der Sprachgeschichte festgehalten:

gut tac im betage
se wer dis machsor in
beß ha'kneßeß trage!

Ein guter Tag sei dem beschert,
der diesen Machsor in
die Synagoge trägt.

Wer dies vermerkte, bleibt weitestgehend ungeklärt. Doch ist dieses erste altjiddische Dokument in seiner Bedeutung kaum zu unterschätzen. Es zeigt schon alle Züge des späteren Jiddisch. Der Vers wurde, trotz seiner offensichtlich germanischen Prägung in hebräischen Lettern wiedergegeben und die religiösen Begriffe *machsor* und *beß ha'kneßeß* bleiben in ihrer hebräischen Form erhalten.

Als Juden im 4. Jahrhundert nach Christus im deutschsprachigen Raum die ersten Gemeinden gründeten, übernahmen sie als Alltagssprache nicht das sakrale Hebräisch. Es wurde in der Diaspora zur *Loshon haKodesh*, der heiligen Sprache, und im alltäglichen Gebrauch musste eine Alternative gefunden werden. Meist wurde vermutlich der in der Region jeweils übliche Dialekt übernom-

מאַמע-לשון

men. Mit der jüdischen Besiedlung Aschkenas (des nördlichen und östlichen Europas) entwickelte sich so die Mameloshn und breitete sich über weite Teile Europas aus. Erst im 19. Jahrhundert wurde es üblich vom Jiddischen zu sprechen. Vorher wurde diese Sprache zumeist diskreditierend als Jargon, Jüdisch oder Judentajtsch bezeichnet.

Mit den ersten Kreuzzügen trat die Mameloshn ihren Siegeszug an und bildete ihre heutigen vielfältigen Formen aus: das Westjiddische, das mittlerweile gänzlich im Deutschen aufgegangen ist, und das Ostjiddische, das sich noch weiter in Zentralostjiddisch, Nordjiddisch und Süd-Ostjiddisch einteilen lässt. Die größten Unterschiede lassen sich hier im Vokalismus und im Gebrauch der Diphthonge festmachen. Jiddisch ist ein Phänomen. Sein Wortschatz wirkt zunächst weitestgehend deutschstämmig. Ca. 70% der jiddischen Sprachkomponenten stammen aus dem Deutschen, hinzu kommen jedoch weitere Einflüsse aus den slawischen und romanischen Sprachen, Internationalismen und natürlich aus dem hebräischen/aramäischen Wortschatz. Jiddisch ist also einer der seltenen Fälle, in der sich zwei Sprachfamilien, die indogermanische und die semitische, in einer neuen Sprache vereinen. Man sagt, dass Jiddischsprecher eine Komponenten-Wisigkeit besitzen, sich also sehr wohl darüber bewusst sind, welcher Färbung „ihr Jiddisch“ entspricht. Charles Rappaport, amerikanisch-jüdischer Journalist, drückte es einmal wie folgt aus: „Ich spreche zehn Sprachen – alle in Jiddisch.“ Mit der Diaspora entwickelte sich das Jiddische bis zu seiner heutigen Form weiter. Staatsgebunden war es nie, folgte also keiner formalen Reglementierung und lässt sich so auch nur schwer fassen. Erst 1925 wurde in Wilna das Jiddische Wissenschaftliche Institut (YIVO) gegründet, das 1938 nach New York umsiedelte und noch heute eine der wichtigsten Institutionen der Jiddistik darstellt. Das YIVO versuchte erstmals ein Standardjiddisch zu definieren. Ob dies sinnvoll bzw. überhaupt möglich ist, ist bis heute umstritten.

Erst im 19. Jahrhundert stieg Jiddisch in den Rang einer Literatursprache auf. Mit dem Dreigestirn der Jiddischen Klassik: Izchak Lejb Perez (1851-1915), Scholem Alejchem (1859-1916) und Mendele Mojcher Sforim (1835-1917), erwuchs ein neues Selbstbewusstsein und ein reges Interesse am Jiddischen und seiner Literatur.

Was aber geschah nach 1945? Wo steht diese Sprache heute? Wer spricht sie noch? Gerade in Europa hält sich hartnäckig das Gerücht, Jiddisch sei mit seinen europäischen Sprechern gewaltsam zu Tode gekommen und würde allenfalls noch in kleinen orthodoxen Zentren wie Mea Shearim in Jerusalem gesprochen. Naheliegender ist diese Vermutung zwar, doch wird dabei vergessen, dass Jiddisch im Laufe der Jahrhunderte schon einige Tragödien und Schicksale überstanden und einen erstaunlichen Überlebenswillen bewiesen hat. Mit den ersten Auswandererströmen des 19. Jahrhunderts gelangte Jiddisch in die Vereinigten Staaten und dort langsam, aber sicher zur breiten tauglichen Schriftblüte. Die jiddische Tageszeitung „Forverts“ erreicht zum Zeitpunkt des Todes von Scholem Alejchem eine Auflage von 280.000 Exemplar-

Netzressourcen

Zur Einführung:

Frank, Chaim: JIDDISCH - Die Mameloschn - Eine Sprache, ihr historischer und kultureller Hintergrund (Vortragsreihe), <http://www.hagalil.com/jidish/cf-jid1.htm> (26.11.2003)

Homann, Ursula: Hat das Jiddische noch nicht sein letztes Wort gesprochen?, <http://ursulahomann.de> (26.11.2003)

Jiddisch-Sprachkurs, <http://www.jiddischkurs.org> (26.11.2003)

Hagalil.com, jüdisches Webportal für Europa, <http://www.hagalil.com>

Institutionen:

YIVO Institute for Jewish Research, <http://www.yivoinstitute.org>

Jiddistik in Düsseldorf (Homepage des Düsseldorfer Lehrstuhl für Jiddistik), <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/jiddisch> (26.11.2003)

Jiddistik in Trier (Homepage des Trierer Lehrstuhls für Jiddistik) (26.11.2003)

Zu einzelnen Autoren:

Sholom Aleichem, <http://www.sholom-aleichem.org/>

Isaac Bashevis Singer, <http://www.almaz.com/nobel/literature/1978a.html> (26.11.2003)

Zeitungen und E-Zines:

Forverts, <http://www.forward.com/yiddish>

Der bay, <http://www.derbay.org/>

Der Bavebter Yid (Sholem Berger's New Internet Yiddish Literary Journal), <http://www.cs.engr.uky.edu/~raphael/bavebter/index.html> (26.11.2003)

Der Yidisher TamTam (Journal de l'Association pour l'Etude et la Diffusion de la Culture Yiddish), <http://www.yiddishweb.com/tamtam.htm> (26.11.2003)

ren und bringt sogar den Nobelpreisträger von 1978, Isaac B. Singer (1904-1991), hervor. Singer, der die meisten seiner literarischen Werke in dem kleinen sozialistischen Blatt vorveröffentlichte, hielt seine Dankesrede demonstrativ in seiner Muttersprache und bewies, dass Jiddisch zumindest bis in die späten 70er Jahre noch nicht in den letzten Zügen lag. Mittlerweile hat sich die Situation jedoch dramatisch verändert. Als Idiom verschwand Jiddisch von den Straßen New Yorks, Buenos Aires' und des Londoner Eastends. Im Zuge der Globalisierung und der mit ihr einhergehenden Anglisierung der Welt lernen nur noch wenige Kinder Jiddisch im Elternhaus. Als 1983 „Forverts“ als Tageszeitung eingestellt wurde und nur noch wöchentlich erschien, das Pariser Blatt „Unzer Wort“ sich 1996 nach 48 Jahren von seinen Lesern verabschiedete, schien das Grauen des Dritten Reiches doch noch mit einiger Verspätung über das Jiddische gesiegt zu haben. Doch erstaunlicherweise entwickelte sich trotz des schwindenden Gebrauchs im familiären Umfeld ein reges Interesse in anderen Berreichen. Der Zeitungsmarkt schrumpfte zwar auf ein Minimum, doch erfreuen sich jiddische Seiten im Internet großer Beliebtheit (siehe Kasten). In Deutschland wuchs vor allem das Interesse der Forschung. Neben dem seit 1970 bestehenden Lehrstuhl für Jiddistik im Rahmen des Fachbereichs Germanistik der Universität Trier gründete die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf 1996 unter der Leitung der niederländischen Spezialistin Marion Aptroot einen weiteren deutschen Fachbereich: Jiddische Kultur, Literatur und Sprache. Mit immerhin 2 von 6 Lehrstühlen weltweit liegt Deutschland also mit Israel und den Vereinigten Staaten gleichauf. Neben den Vorreitern Trier und Düsseldorf entscheiden sich immer mehr Universitäten und Volkshochschulen, Jiddisch ins Lehrangebot aufzunehmen, zumeist im Rahmen der Germanistik, die leider bisher nur wenig Interesse an den Tag legt.

Und dennoch, Jiddisch boomt! Zwar ist es noch immer nicht leicht, an jiddische Bücher heranzukommen, doch stellt sich die Situation schon anders dar als noch in den 1980er Jahren. Damals wäre es kaum möglich gewesen sein, jiddische Übersetzungen des „Struwwelpeter“, der „Dreigroschenoper“ oder gar des „Kleinen Prinzen“ in ei-

ner regulären Buchhandlung zu bestellen. Dass ein großer Anteil des erwachenden Interesses dem seit einiger Zeit anhaltenden Klezmer-Trend zu verdanken ist, wird von Fachleuten zwar als Problem gesehen, denn Fans dieser ursprünglich regional sehr eingeschränkten osteuropäischen Musikform frönen meist in einer zweifelhaften Shtetl-Folklore. Doch Interesse bleibt eben Interesse und damit prinzipiell wünschenswert. Einer Verflachung und Verklärung kann man nur entgegenwirken, indem das Informationsangebot ausreichend und auf hohem Niveau erweitert ist. Chaim Frank äußerte sich 1997 mehr als skeptisch in einem Vortrag wie folgt:

Aus der alten „Mamme-Loschn“, die man nicht mehr Zuhause lernt, sondern an einer Universität – sogar mit einem Dokortitel versehen – erwerben muß, ist heute ein unpersönlicher Studien- und Freizeit-Spaß geworden.

Selbstredend ist es nicht gerade ein Idealzustand, wenn eine Sprache weitestgehend aus zweiter Hand erlernt werden muss, zumal dem Jiddischen eine außerordentliche Lebensfreude und Alltagsnähe nachgesagt wird, doch immerhin wird sie gelesen und gesprochen. Es sollte auch nicht vergessen werden, dass die letzten Muttersprachler noch längst nicht verstorben sind, Argentinien und die USA immer noch große Jiddische Gemeinden besitzen und erst vor einigen Jahren mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion vor allem nach Israel Tausende jiddischsprachiger Emigranten einreisten und der Sprache damit quasi eine Frischzellenkur verabreichten. Das offizielle Israel hat seine zunächst mehr als schroff zu nennende Ablehnung (im Grunde lief es auf eine Unterdrückung hinaus) abgelegt und 1996 entschieden, dass dem Jiddischen fortan staatliche Fördermittel zuteil würden.

Jiddisch wird als jüdisches Kulturgut anerkannt. Es wächst und gedeiht. Zwar hat sich der Charakter seiner Vermittlung mehr als grundlegend verändert, zwar sind die Verheerungen des letzten Jahrhunderts nicht mehr zu heilen – aber zu schreien, bevor das Kind im Brunnen liegt, kann wohl kaum die richtige Lösung sein.

FRANK AUFFENBERG

¹ aus dem hebr. *loschn* „Zunge“, „Sprache“ = Muttersprache

² Bis ca. 1100 erstreckten sich die jüdischen Siedlungszentren über einen weiten Raum, der seine größte Dichte in einem Dreieck zwischen Köln, Speyer und Metz fand. Dieser Siedlungsraum wurde Loter genannt. Loter erstreckt sich im Westen über eine gedachte Linie von Metz bis Aachen, im Norden von Aachen bis Köln, im Osten folgt die Grenze dem Rheinverlauf über Köln, Bonn, Koblenz, Mainz, Worms und Speyer. Südlich wird Loter durch eine imaginäre Linie zwischen Speyer und Metz begrenzt. Ein Bestandteil des Namens Loter findet sich noch heute im Namen Lothringen wieder. Die Bezeichnung selbst kann wohl auf einen kleinen Teil des Regierungsbereichs Lothars II. 855-869 zurückgeführt werden.